

Renaissance der Ritteridee um 1300?

Skizze eines Arbeitsvorhabens im Sonderforschungsbereich „Erinnerungskulturen“

Von Marcel Moring



Nostalgischer Reflex der höfischen Zeit – „Der Dürner“ aus dem Codex Manesse

Die Erinnerungskultur an Fürstenhöfen des späten Mittelalters, dieses Thema wird innerhalb des Sonderforschungsbereiches „Erinnerungskulturen“ (SFB 434, Sprecher: Prof. Dr. Jürgen Reulecke) an der Justus-Liebig-Universität in zwei Arbeitsvorhaben untersucht. Das hier vorgestellte Vorhaben ist auf den Aspekt des ritterlichen Selbstverständnisses ausgerichtet. Die Projektleitung hat Prof. Dr. Werner Rösener, Professur für Mittlere und Neuere Geschichte mit dem Schwerpunkt frühes und hohes Mittelalter.

Fällt der Begriff des Rittertums, können sich die meisten Menschen sofort etwas unter diesem Stichwort vorstellen. Mit ihm werden Vorstellungen von glänzenden Rüstungen, Turnieren, mutigen Schwertkämpfern und Burgen verbunden.

Wie die meisten Klischees sind diese Vorstellungen nicht ganz falsch, aber auch nicht ganz zutreffend, denn man hat es bei dem historischen Phänomen des Rittertums mit einem Themenfeld zu tun, das über mehrere Jahrhunderte (vom 11. bis Anfang des 16. Jh.) reicht und das – wie alle historischen Phänomene – Wandlungen unterliegt. In der historischen Mediävistik unterscheidet man deshalb die Ausprägungen hochmittelalterlichen und spätmittelalterlichen Rittertums. Nachdem sich namentlich die deutsche Mediävistik lange vor

allem dem hochmittelalterlichen Rittertum und dessen höfischer Welt widmete, ist seit einigen Jahren das Interesse an der Zeit des späten Mittelalters stärker geworden. Im Zuge dieser Entwicklung wurde auch ein Teilprojekt des Sonderforschungsbereichs „Erinnerungskulturen“ (SFB 434) genehmigt, das sich aufgrund der erarbeiteten Basis zum hochmittelalterlichen Rittertum nun des Rittertums im Reich des späten Mittelalters annimmt. Die geistige Brücke zwischen den beiden Binnenepochen bildet dabei das hinter allen Teilprojekten des SFB 434 stehende Konzept der Erinnerung. Im Zentrum des Projekts steht folgende Frage: Findet um 1300 an Höfen des deutschen Hochadels eine Renaissance des hochmittelalterlichen Ritterideals statt?

Dabei bilden die Sachkultur (Waffen, Kleidung etc.), Kunstwerke sowie fiktionale wie non-fiktionale Texte das Corpus der Quellen. Als in der Vergangenheit liegender Bezugspunkt für ritterliche Vorstellungswelten dient die Herrschaftszeit der staufischen Dynastie, die als der Höhepunkt ritterlich-höfischer Lebensart gilt. Historisches Arbeiten ist exemplarisches Arbeiten, deshalb konzentriert sich das Teilprojekt auf die Höfe der beiden Kaiser Heinrich VII. von Luxemburg (1308 – 1313) und Ludwig IV. (1314 – 1347) aus dem Haus Wittelsbach.

Kaiser Heinrich VII. von Luxemburg (1308 – 1313)

Schon zu Lebzeiten als ritterlich bezeichnet und am französischen Hof sozialisiert, hat Heinrich als erster deutscher König seit dem Tod Friedrichs II. wieder einen Romzug unternommen, der in einer von Balduin von Trier in Auftrag gegebenen Bilderchronik (Abbildung 1) überliefert wurde. Dies

läßt nicht nur die Vermutung aufkommen, daß Heinrich möglicherweise an seine staufischen Vorgänger anzuknüpfen versuchte, sondern die Gestaltung des sogenannten Bilderchronik legt auch ein besonderes Verhältnis zum Rittertum am Hofe Heinrichs nahe. Denn etliche Bilder zeigen entweder den König Heinrich selbst oder Balduin inmitten einer Ritterschar, die sich entweder gerade in der Schlacht befindet oder im Begriff ist, eine Stadt zu betreten. Es wird zu untersuchen sein, ob die Bilder der Handschrift tatsächlich auf die Evokation eines lebendigen Rittertums am Hof Heinrichs zielen, oder ihre Funktion doch wohl eher – wie eine neuere Studie meint – vor allem die dynastische Selbstdarstellung war.

Am interessantesten in der Reihe der Quellen zu Heinrichs Rittertum ist das Versepos „Les voeux de l'épervier“ (Die Gelübde auf den Sperber), in dessen Zentrum der Luxemburger steht und in dem er als Dreizehnter einer Tafelrunde gleichsam als zweiter Artus erscheint. Die Stilisierung einer Person als Artus dient dabei als Chiffre für ideales Rittertum. Heinrich wird in diesem Epos als bester Ritter unter an sich schon hervorragenden Rittern dargestellt. Diese schwören Heinrich Gefolgschaft und Treue bis zum Tod. Verbunden ist die Stilisierung zum „prince de chevaliers et la flour“ (Prinz der Ritterschaft und dessen Blüte) mit einer Darstellung der Romfahrt Heinrichs zur Erlangung der Kaiserkrone im zweiten Teil des Epos. Durch diese Darstellungsweise führt das Rittertum vom Range Heinrichs in nahezu logischer Konsequenz direkt in die Kaiserherrschaft hinein. Seine Herrschaft erscheint hier legitimiert durch seine vorbildlich ritterliche Lebensweise.

Die Darstellung Heinrichs als bester Ritter speist sich aus der Tradition der höfisch-ritterlichen Kul-



Abb. 1: Kriegerische Szene aus der sogenannten Bilderchronik Balduins von Trier, die Heinrichs Romzug beschreibt.



Marcel Moning, Jahrgang 1974, studierte von 1994 bis 2002 Germanistik und Geschichte in Bielefeld, München und Gießen. Erstes Staatsexamen 2002. Seit Anfang 2003 ist er als Mitarbeiter im Gießener Sonderforschungsbereich „Erinnerungskulturen“ (SFB 434) im Teilprojekt B 9 tätig, das an der Professur für mittelalterliche Geschichte angesiedelt ist.

tur des 12. Jahrhunderts. Eindeutiges Symbol der Tapferkeit und Treue entweder zum Geliebten oder zum jeweiligen Dienstherrn ist der Falke oder Sperber.

Dieses Symbol wird in den „voeux de l'épervier“ nicht nur aufgenommen, sondern auch zum Zentrum der Eidesleistungen gemacht, indem die anwesenden Ritter jeweils auf den Sperber ihr Gelöbnis ablegen. Insofern ist der Text eine ehrende Erinnerung an diese Zeit wie auch eine Wiederaufnahme. Es wird nicht konkret an den staufischen Hof oder eine bestimmte Person erinnert, der man naheifert, sondern eine Epoche in ihrer Haltung – der Zeitgeist – wird erinnert, indem auf Symbole dieser Zeit wie den Sperber zurückgegriffen wird.

Neben dem Sperber als Symbol existiert in dem Epos noch eine weitere implizite Bezugnahme auf die Vergangenheit. Diese liegt allerdings im fiktionalen Bereich und kann auch einem bestimmten Zeitabschnitt des eigenen Kulturkreises nicht mehr zugeordnet werden. Die Rede ist von der Artussage. Heinrich wird mehrmals als an einer Tafelrunde mit seinen besten Rittern sitzend dargestellt und somit als Artus inszeniert und auch latent in Christus-Analogie gesetzt. Es werden also im spätmittelalterlichen Texten wie den „voeux de l'épervier“ im kollektiven Gedächtnis gespeicherte Fiktionen, wie die Artussage eine darstellt, selbst wiederum für einen fiktionalen Text gebraucht.

Dass die Verwendung der Artussage für die Darstellung von ritterlichem Verhalten und Stilisierung ei-

ner bestimmten Person zu einem „besten Ritter“ im späten Mittelalter keine Seltenheit ist, zeigen andere Texte, die ebenfalls zu Beginn des 14. Jahrhunderts entstanden sind. Als Beispiel sei hier ein Vers-epos genannt, dass die – angebliche – Kreuzfahrt des thüringischen Landgrafen Ludwigs des Frommen beschreibt und in dessen Verlauf er zu einer Artusgestalt wird, in dem er in einer Szene nach einer gewonnenen Schlacht gegen Saladin eine im Boden steckende Kreuzesfahne herausnehmen kann, woran alle anderen (selbst der in dieser absolut fiktiven Darstellung vorkommende Stauferkaiser Friedrich Barbarossa) scheitern.

Der Wittelsbacher Ludwig IV. (1314 – 1347)

Auch für den zweiten Hof, dessen Vorstellungswelt hinsichtlich des Rittertums untersucht wird, der Hof Ludwigs IV. (Abbildung 2), ist eine Stilisierung des Kaisers als artusähnliche Figur nachzuweisen.

In einem Preislied auf Ludwig wird ihm von den personifizierten sieben Tugenden ein Schwert geschmiedet, das für ihn allein bestimmt ist und mit dem er sein Reich gegen die Feinde verteidigen und als Friedensbringer wirken soll. Von besonderem Interesse ist hierbei zum einen das höfische Setting des Preisliedes, zum anderen der Umstand, dass die Schwertübergabe nicht direkt an den Kaiser erfolgt, sondern stellvertretend an das lyrische Ich des Preisliedes, aus dessen Perspektive auch das gesamte Geschehen dargestellt wird.

Die höfische Umgebung, die hier an einem Pfingsttag geschildert wird, ist entscheidend für eine Gesamtinterpretation des Gedichts, da hier vor allem mit der Wahl des Feiertages die üblicherweise an Pfingsten vorgenommene Kaiserkrönung evoziert wird. Dies in Verbindung mit der indirekten Schwertübergabe an den Kaiser durch die Tugenden verweist auf eine für die Epoche des späten Mittelalter sehr populäre Figur: den Stauferkaiser Friedrich II. Denn in der spätmittel-

alterlichen Literatur lässt sich das Motiv des indirekt übergebenen Schwerts für den nicht anwesenden Kaiser für Friedrich II. nachweisen. Es entwickelte sich vor dem Hintergrund einer schwer zu fassenden Sehnsucht nach einem potenten König und Kaiser, wie ihn Friedrich II. als Typus wohl als letztes für lange Zeit repräsentiert hat.

So lässt sich das Preislied auf Ludwig tendenziell als eine Stilisierung zu einer den Staufern ebenbürtigen Herrschergestalt sehen, die als zentralen Bestandteil seines Herrschertums die ritterlich-militärische Komponente betont. In diesem Gedankengang decken sich sicherlich vage Vorstellungen eines mythischen Königs Artus mit der Imagination der Auferstehung des letzten Stauferkaisers.

Der Vergleich der beiden Instrumentalisierungen des Artus-Stoffes für die Inszenierung der beiden Herrscher macht dabei deutlich, daß bei Heinrich vor allem Wert auf die Rittergemeinschaft gelegt wird, während in dem Preislied auf Ludwig das Schwert in den Vordergrund gerückt und sein Status als Verteidiger des Reiches akzentuiert wird. Diese Verwendungen des Artus-Motivs ließen sich aus der jeweiligen Lebenssituation der beiden Kaiser erklären. Während bei dem Luxemburger Heinrich, der sehr früh und unerwartet verstarb, es zu einer Legitimierung einer weiteren Luxemburger Herrschaftszeit notwendig war, den bis dato einzigen Kaiser aus dem Luxemburger Haus in der erwähnten Weise zu überhöhen, damit sich seine Nachkommen in diese Tradition eines ‚besten Ritters‘ stellen konnten, war die Herrschaft Ludwigs von einem jahrzehntelangen Konflikt mit Papst Johannes XXII. überschattet, in dessen Verlauf Ludwig sogar exkommuniziert und zum Ketzer erklärt wurde. Ihn in dieser Situation als Verteidiger des Reiches und Hersteller der Ordnung darzustellen, ist aus der Sicht seiner Anhänger sinnvoll, um ihn als vom Papst unabhängigen Herrscher zu inszenieren.

Allerdings werden die erwähnten Texte zu Heinrich VII. und Ludwig



Abb. 2: Das Siegel Kaiser Ludwigs des Bayern – Zeichen seines Machtanspruchs.

IV. für den Historiker nur fruchtbar und aussagekräftig, wenn nachgewiesen werden kann, dass sie in Hofnähe oder sogar am Hof noch zu Lebzeiten des jeweiligen Herrschers oder kurz danach entstanden. Erst dann erhalten sie eine Relevanz, weil sie uns eine originäre Vorstellungswelt eröffnen, die dem Hof zueigen gewesen sein muss. Beide Texte sind allerdings recht sicher in Hofnähe einzuordnen; das Preislied ist sicher noch zu Lebzeiten Ludwigs – etwa 1328 – entstanden, die „Voeux de l'épervier“ kurz nach dem Tod Heinrichs 1313. Anhand von Details und intimen Kenntnissen über bestimmte Personen und Abläufe ist anzunehmen, dass die jeweiligen Autoren Mitglieder der engeren Hofgesellschaft gewesen sind.

Kein Zweifel bei der Verortung existiert auch bei einem der wenigen Zeugnisse, die sozusagen aus der Hand eines Herrschers selbst stammen: das Kloster Ettal, das Ludwig vermutlich um 1330 in Oberbayern gegründet hat. Allerdings liegt die Intention dieser denkwürdigen Klostergründung immer noch im Dunkeln. Neben 20 Benediktinermönchen bewohnten das Kloster nämlich 13 Ritter mit ihren Frauen samt Gesinde. Die Hofgemeinschaft war in ihrem Leben nicht frei, sondern hatte sich einer strengen Ordnung zu unterwerfen, die in vielen Bestimmungen an die Regeln des Deutschen Ordens erinnern. So war ein Meister zu wählen, der im übrigen auch das maßgebliche Oberhaupt für die im Kloster anwesenden Mönche

war. Den Frauen wurde von den Rittern eine Meisterin bestimmt, die – ebenso wie der Meister – bei Unfähigkeit wieder abgesetzt werden konnte. Die Ritter mussten mit ihren Frauen neben einer dezidierten Kleiderordnung eine Verhaltensordnung und Strafordnung akzeptieren. Die Deutungen dieses denkwürdigen Gebildes reichen von der Behauptung, es handle sich bei dem Kloster Ettal um eine Versorgungsanstalt für bewährte Ritter bis zu der Interpretation als militärische Zentrale der oberbayerischen Region zur Bewachung wichtiger Verkehrsstraßen. Bei solchen Deutungsversuchen, die allzu sehr den profanen Charakter dieser Einrichtung betonen, wird m. E. übersehen, daß es sich hier um eine Verschränkung von Religion und Rittertum handelt, die sich ähnlich auch in den „klassischen“ Ritterorden des hohen Mittelalters findet.

Für diese Sicht spricht die Gabe einer sehr wertvollen Marienstatue durch Ludwig an das Kloster, die wohl bei der Gründung erfolgte und auch die Wahl des Marien-Patroziniums für Ettal. In Maria selbst spiegelt sich nämlich genau diese Verschränkung von ritterlichen und religiösen Elementen wider, da sie auch als Schutzheilige für den Ritter galt. Auch die überlieferte Bauweise des Klosters, die sich stark an die Architektur des Templerordens anlehnte, weist eher in diese Richtung einer sakralen Interpretation Ettals.

Chroniken über die Herrschaft und die Person Ludwigs, die uns einen Einblick in die Vorstellungs-

welt der Zeitgenossen geben können, weisen ebenfalls in eine sehr stark religiöse Richtung, die nicht in Einklang zu bringen ist mit dem hochmittelalterlichen Ritterbild, das sich noch stark an dem erotisch konnotierten Gedanken des Frauendienstes orientiert, in dessen Rahmen der Ritter für seine Damen an Turnieren teilnimmt und seine unsterbliche Liebe zu ihr in allegorischen Versen besingt und sich damit höfisch-galant verhält. Es spricht vieles dafür, dass sich im Spätmittelalter – etwa zur Herrschaftszeit Ludwigs IV. und möglicherweise auch durch sein Beispiel – das Rittertum von der höfisch-galanten Lebensart abwendet, und sich das Leitbild des Ritters wandelt, indem die auch schon im Hochmittelalter präsenten Elemente religiösen Rittertums (etwa in Form von Ritterorden) hoffähig werden und das Leitbild eines frommen Ritters prägen. Träfe diese These zu, so könnte man von einer Weiterentwicklung des ursprünglich aus Frankreich importierten Ritterideals sprechen, das im sehr frommen 14. Jahrhundert in einem hochkomplexen Prozeß an den Geist der Zeit angepaßt wurde. •

LITERATUR

- Fleckenstein, Josef: Vom Rittertum im Mittelalter. Perspektiven und Probleme (Bibliotheca Eruditorum, 19), 1997
- Keen, Maurice: Chivalry, 1984
- Paravicini, Werner: Die ritterlich-höfische Kultur des Mittelalters (Enzyklopädie Deutscher Geschichte, 32), 1994